

## Weshalb und auf welche Weise Gott zu uns spricht

Für uns, die Älteren – und das ist nun keineswegs spöttisch, sondern sehr ernst gemeint – für uns war es früher in Sachen des Glaubens und der Moral ohne Zweifel um einiges leichter. Zumindest wir, die Katholiken, hatten in Rom ja das Lehramt, das uns im Glauben die Wahrheit lehrte und in der Moral entschied, was Sünde war – und deshalb gebeichtet werden musste. Gewiss, man durfte auch diskutieren. Deshalb konnte das Theologiestudium Freude machen. Das Denken und Nachfragen war durchaus erlaubt und manches mal sogar erwünscht. Aber wenn Rom, d.h. das römische Lehramt, entschieden hatte, dann war die Diskussion entschieden: „Roma locuta, causa finita!“ Dann kam allerdings die Wende – spürbar und sichtbar wohl für die meisten von uns mit dem 2. Vatikanischen Konzil. Plötzlich durfte man die *ganze* Messe – selbst die Wandlungsworte! – in deutscher Sprache feiern; plötzlich musste man nicht mehr von Mitternacht an nüchtern sein, wenn man kommunizieren wollte; plötzlich schien sich die Kirche auch mit Mischehen zu arrangieren – selbst wenn die katholische Kindererziehung nicht unbedingt gesichert war. Und so ging es weiter: Wer an Bibelseminaren teilnahm, erfuhr, dass keineswegs alle Worte, die uns in den Evangelien als Jesusworte begegnen, vom sogenannten historischen, vom irdischen Jesus gesprochen sein mussten; dass es mit Betlehem als Geburtsort Jesu auch nicht so sicher war, und ob Jesus beim Abendmahl die Messe, die Eucharistie einsetzen wollte...? „Ja was können wir denn dann noch glauben?“ – Dieser Stoßseufzer wurde gewiss nicht nur einmal zum Himmel geschickt. Sind wir also im Begriff, den Glauben unserer Väter und Mütter, den Glauben unserer Ahnen zu verraten?

Wenn wir Christen vom Glauben, von *unserem* Glauben sprechen, denken wir in der Regel an bestimmte *Glaubensinhalte*:

„Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist... ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche...“

Für unseren Glauben sind gewisse Inhalte charakteristisch, die wir normalerweise noch von Kindheit an *gelehrt* wurden. Und sie konnten gelehrt werden, weil sie uns – so sind wir überzeugt – von Gott *geoffenbart* wurden.

Wir setzen in unserem Glauben also voraus, dass wir in unserer Welt sozusagen von der *anderen* Seite aus angesprochen wurden – von der Seite, „hinter“ die wir mit unseren eigenen Kräften nie kommen; die wir also auch nicht hinterfragen können und deshalb glauben *müssen*.

Doch weshalb – und diese Frage soll uns als Erstes ausführlicher beschäftigen - , weshalb hat uns „die andere Seite“, Gott, überhaupt angesprochen? Was war und ist wohl der tiefere Sinn dieser Ansprache? Gott wäre ja nicht Gott, wenn er unser bedürfte, um selbst leben zu können! Weshalb sollte sich Gott also überhaupt an uns gewandt haben?

Lassen Sie mich mit einer Beobachtung an einem sehr frühen, sehr alten biblischen Text einsetzen. Sie kann uns auf die richtige Spur bringen.

Zu den frühen Teilen des Alten Testaments gehört auch schon eine bewusst zusammengestellte Sammlung von Gesetzen, von denen es ausdrücklich heißt, Mose habe sie von Gott empfangen, weil Gott aufgrund dieser Gesetze mit Israel einen Bund schließen wollte (Ex 21,1 – 23,33). Auch wenn wir heute wissen, dass die hier zusammengestellten Gesetze keineswegs schon dem historischen Mose am Sinai übergeben wurden – wichtig für uns bleibt: Wir haben in diesem sogenannten *Bundesbuch* ein Zeugnis dafür, dass die

Menschen in Israel glaubten, Gott sage ihnen in diesen Geboten und Gesetzen seinen Willen. Um diesen *zu offenbaren*, sprach Gott also zu seinem Volk – womit wir bereits eine erste Antwort auf unsere Frage gefunden haben! Wir fragten: Weshalb hat Gott wohl zu uns Menschen gesprochen? Die erste Antwort dieses alten biblischen Textes lautet: Gott hat zu uns gesprochen, weil er uns seinen Willen offenbaren, sagen wollte!

Wenn man diese Gesetzessammlung nun etwas näher betrachtet, fällt auf, dass darin auch Weisungen aufgenommen wurden, die ursprünglich in keiner Weise als göttliche Gebote gegolten hatten und mit Jahwe in Verbindung gebracht worden waren – etwa die folgenden 2 Gebote:

„Wenn jemand einen Brunnen offen lässt, oder einen Brunnen gräbt, ohne ihn abzudecken, und es fällt ein Rind oder ein Esel hinein, dann soll der Eigentümer des Brunnens Ersatz leisten, er soll dem Eigentümer des Tieres Geld zahlen, das verendete Tier aber gehört ihm... Wenn jemand ein Feld oder einen Weinberg abbrennt und das Feuer sich ausbreiten lässt, so dass es das Feld eines andern in Brand steckt, dann soll er den besten Ertrag seines Feldes oder Weinbergs als Ersatz dafür geben...“ (Ex 21,33f; 22,4)

Diese Gebote hatten sich ursprünglich aus dem nahen Zusammenleben verschiedener Sippen ergeben, die Viehzucht und Ackerbau betrieben. Da konnte es immer wieder zu derartigen Vorfällen kommen, bei denen die eine Sippe durch eine andere geschädigt wurde. Sollten daraus nicht unerträgliche Spannungen oder gar eine gefährliche Feindschaft entstehen, mussten Regeln gefunden und erlassen werden, nach denen der angerichtete Schaden wieder gut gemacht und damit die aufkommenden Spannungen abgebaut wurden. Diese Regeln hatte man also sozusagen *dem Leben* abgelauscht – und dennoch zögerten Israels Juristen und Theologen nicht, zu behaupten, dass wir in diesen Lebensregeln *Gottes* Willen erfahren. Sie glaubten, dass Gott auch darin zu uns Menschen spreche.

Also: Weshalb spricht Gott zu uns? Weshalb gibt es für uns überhaupt „etwas“ zum Glauben? Weil Gott uns seinen Willen sagen möchte. Auf welche Weise spricht nun aber Gott zu uns? Gewiss auch durch die Regeln, die nach unserer Lebenserfahrung ganz allgemein zum Gelingen des Lebens beitragen.

Dass wir mit dieser ersten Näherbestimmung Recht haben dürften, legt das Bundesbuch selbst nahe; denn ganz anders als in den übrigen altorientalischen Gesetzessammlungen begegnet uns hier als Erstes ein Gesetz, das die Freilassung der Sklaven und Sklavinnen regelt – und das hat so *wesentlich* mit Israels *Glauben* zu tun, dass ich Ihnen zunächst einmal den ganzen Text vorlesen möchte:

„Wenn du einen hebräischen Sklaven erwirbst, soll er sechs Jahre dienen, im siebten aber soll er unentgeltlich als Freier fortgehen. Wenn er allein kommt, soll er allein gehen; wenn er verheiratet war, soll seine Frau mit ihm fortgehen. Wenn sein Herr ihm eine Frau gibt, so dass sie ihm Söhne und Töchter gebiert, dann gehört die Frau und ihre Kinder ihrem Herrn, und er geht allein fort. Wenn aber dieser Sklave (dann) tatsächlich sagt: 'Ich habe meinen Herrn, und meine Frau und meine Söhne lieb gewonnen, ich gehe nicht als Freier fort!', dann führe ihn sein Herr zu Gott hin, und er führe ihn zum Türflügel oder zum Türpfosten hin [wo der (Haus-)Gott seinen Platz hatte; d.h. es handelt sich um einen *religiösen* Akt!], und es durchsteche sein Herr sein Ohr mit dem Pfriem; dann ist er für immer sein Sklave. Wenn einer jedoch seine Tochter als (Schuld-)Sklavin verkauft, soll sie nicht wie die (Schuld-)Sklaven als Freie fortgehen...“ (Ex 21,2-7)

Für unsere Thematik genügt es, wenn wir uns mit dem ersten Teil dieses Gesetzes näher befassen; denn schon da fällt ein Doppeltes auf:

1. Anders als wie wir es heute vielleicht erwarten würden, wird hier die Sklaverei *nicht* abgeschafft. Eine solche Regelung wäre nämlich in der damaligen Zeit nicht nur lebensfremd, sondern unter Umständen auch lebensfeindlich gewesen:

*Lebensfremd*, denn oft konnten verarmte bäuerliche Familienbetriebe nur überleben – d.h. beispielsweise nur neues Saatgut kaufen oder eingegangene Schulden begleichen - , wenn sie

mit einem oder mit mehreren ihrer Kinder „zahlen“ konnten. Die Schuldklaverei bewahrte *die Familie* vor dem Konkurs und schuf eben so die Möglichkeit, dass es mit der Familie nach einiger Zeit auch wieder aufwärts gehen konnte. Deshalb war die Sklaverei auch auf Seiten der Betroffenen als ein „Lebensmittel“ akzeptiert. Sie abschaffen zu wollen hätte niemand verstanden. Eine solche Forderung wäre tatsächlich weltfremd, lebensfremd gewesen.

Die Sklaverei abzuschaffen wäre unter Umständen aber auch lebensfeindlich gewesen – dann nämlich, wenn der Betroffene – in der Zwischenzeit glücklich verheiratete – Sohn bei einem Großbauern etwa ein gesicherteres, befriedigenderes Leben als in den ärmlichen Verhältnissen zu Hause führen konnte.

Das heißt: Die Sklaverei *konnte* in der *damaligen* Lebenswelt durchaus sinnvoll sein.

Andererseits war es genauso verständlich, dass viele der Sklaven und Sklavinnen wieder frei werden wollten. Dieses Verlangen war nichts Ungebührliches; denn – und diese Parallele entdeckt zu haben machte die eigentliche theologische Leistung aus! – ein solches Freiheitsverlangen hatte einst Jahwe selbst akzeptiert und erfüllt, als er (nach Israels damaliger Überzeugung) das *ganze* Volk Israel aus der ägyptischen Sklaverei in die Freiheit geführt hatte. Ganz offensichtlich wollte Jahwe (in den Augen derer, die das Bundesbuch verfassten), dass zumindest alle Israeliten frei und unabhängig leben konnten.

So kamen Israels Theologen und Juristen zu der vorher gehörten Regelung der Sklavenfreilassung, von der sie überzeugt waren, dass sie mit ihr Jahwes Willen getroffen hätten.

So wie alle in Israel am 7. Tag, am Sabbat – wohl ebenfalls in Erinnerung an Israels Exodus aus Ägypten – leibhaftig erlebten, dass Gott sie eigentlich von der Knechtschaft der Arbeit frei haben wollte, so sollten gewiss auch alle Sklaven und Sklavinnen zur rechten Zeit, d.h. im 7. Jahr, leibhaftig erleben, dass ihr Gott, Jahwe, ein *befreiender* Gott war. Deshalb machten sich Israels Juristen vor allem anderen in dieser Regelung zum Sprachrohr Jahwes und seines Willens. Das sollten alle in Israel wissen und wirklich auch glauben: Wer es mit Jahwe zu tun haben will, hat es mit einem befreienden und fürsorglichen Gott zu tun.

Doch eben deshalb sprach Jahwe nach dem Glauben der Verfasser des Bundesbuchs keineswegs nur zugunsten der Sklaven und Sklavinnen, sondern zugunsten aller, die der Sorge und Hilfe bedurften. Und so formulierten sie in Jahwes Namen Gottes Willen auch so:

„Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten... Leihst du einem aus meinem Volk, einem Armen, der neben dir wohnt, Geld, dann sollst du dich ihm gegenüber nicht wie ein Wucherer benehmen... Nimmst du von einem Mitbürger den Mantel zum Pfand, dann sollst du ihn bis Sonnenuntergang zurückgeben; denn es ist seine einzige Decke, der Mantel, mit dem er seinen bloßen Leib bedeckt. Worin soll er sonst schlafen? Wenn er zu mir schreit, höre ich es; denn ich habe Mitleid.“ (Ex 22,20-26)

Und schließlich auch noch:

„Wenn du dem verirrtten Rind oder dem Esel deines Feindes begegnest, sollst du ihm das Tier zurückbringen. Wenn du siehst, wie der Esel deines Gegners unter der Last zusammenbricht, dann lass ihn nicht im Stich, sondern leiste ihm Hilfe!“ (Ex 23,4f)

Wir fragten zu Beginn: Weshalb sprach Gott überhaupt zu uns Menschen? Worauf bezieht sich unser Glaube im Letzten?

Nun, wenn wir uns an Israels Zeugnis orientieren, dann sprach Gott, weil er *seinen* Willen kundtun wollte. Sein Wille ist aber ganz offensichtlich das Heil, der Wohlstand der Menschen. Gott zu glauben bedeutet demnach keineswegs nur, an *etwas* zu glauben, sondern Gott in seinem Wohlwollen zu vertrauen und darin ernst zu nehmen. Oder anders ausgedrückt: Wenn wir von der Bibel ausgehen, dann bezieht Gott uns in unserem Glauben nie auf sich. Nie will Gott, dass wir uns, wenn wir an ihn glauben, sozusagen mit ihm „beschäftigen“, vielmehr sollen wir glauben, damit er Menschen findet, die *seine* Sorge teilen.

Weil dies vielen in Israel immer klarer geworden war, konnten Theologen einige Zeit später gewiss sein, damit Gottes Willen getroffen zu haben, wenn sie die vorher gehörte Weisung zur Freilassung der Sklaven folgendermaßen neu formulierten:

„Wenn dein Bruder, ein Hebräer – oder auch eine Hebräerin – sich dir verkauft, soll er dir sechs Jahre als Sklave deinen. Im siebten Jahr sollst du ihn als freien Mann entlassen. Und wenn du ihn als freien Mann entlässt, sollst du ihn nicht mit leeren Händen entlassen. Du sollst ihm von deinen Schafen und Ziegen, von deiner Tenne und Kelter so viel mitgeben, wie er tragen kann. Wie der Herr, dein Gott, dich gesegnet hat, so sollst du ihn bedenken. Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat der Herr, dein Gott, dich freigekauft. Darum verpflichte ich dich heute auf dieses Gebot.“ (Dtn 15,12-15)

Wenn wir uns an das Zeugnis der Bibel halten, dann sprach Gott nicht deshalb durch Menschen zu uns Menschen, weil er uns in irgend einer Weise mit sich oder für sich „in Beschlag nehmen“ wollte, sondern weil er einst bestimmten Menschen ganz konkrete Wege weisen wollte, auf denen sie in ihrer Welt das Glück und das Wohl für einander schaffen und vermehren würden.

Nur von hier aus wird es verständlich, weshalb der Prophet Jeremia den Wallfahrern, die sich gewiss in guter Absicht auf den Weg zum Tempel gemacht hatten, entgegenhalten konnte:

„Vertraut nicht auf die trügerischen Worte: Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist dies!... Wie? Stehlen, morden, die Ehe brechen, falsch schwören, dem Baal opfern und anderen Göttern nachlaufen, die ihr nicht kennt – und dabei kommt ihr und tretet vor mein Angesicht in diesem Haus, über dem mein Name ausgerufen ist, und sagt: Wir sind geborgen!...“ (Jer 7,4.9f)

nein, meinte Jeremia, so geht das bei Gott nicht! Dementsprechend lesen wir dann auch beim Propheten Micha:

„Hat der Herr Gefallen an Tausenden von Widdern, an zehntausend Bächen von Öl? Soll ich [fragt ihr] meinen Erstgeborenen hingeben für meine Vergehen, die Frucht meines Leibes für meine Sünde? Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott.“ (Mi 6,7f)

Wir können es uns nicht oft genug bewusst machen – gerade weil wir noch zu denen gehören, die ihren Glauben von Kindheit an von Lehrern und Lehrerinnen gelernt haben, die uns gelehrt haben, was sie selbst von anderen gelernt hatten:

Wir beziehen uns – darüber sind wir uns ja wohl alle grundsätzlich einig - , wir beziehen uns in unserem Glauben nicht auf irgendwelche menschliche Spekulationen über Gott, sondern auf die Worte, in denen Gott (nach dem Glauben unserer Vorfahren) selbst zu uns Menschen gesprochen hat. Gott aber sprach, weil er zu bestimmten Zeiten ganz konkreten Menschen sagen wollte, wie sie leben müssten, um in ihrer Welt einen Raum zu schaffen, in dem es gut zu leben ist.

Davon spricht ja – wie Sie wohl alle noch aus den früheren Tagungen wissen – bereits die Erzählung vom ersten Menschenpaar im Paradies! Schon damals hatte Gott (nach biblischem Verständnis) Adam nur den Weg weisen wollen, auf dem er seine Welt eben nicht zerstören, sondern bewahren würde. Deshalb sein:

„Von allen Bäumen des Gartens iss, ja iss! Doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse iss nicht! Denn sobald du davon isst, wirst du sterben!“ (Gen 2,17)

Gott, der biblische Gott, weist *Wege*, die wir zu unserem Wohl gehen können und gehen sollen. Gott legt uns Menschen nie fest – weshalb die hebräische Sprache die beiden Wörter, „gehorsam“ und „Gehorsam“ – also: „sich auf etwas festlegen lassen!“ – überhaupt nicht kennt, sondern immer nur vom „Hören“ spricht. Nicht gehorsam sollen wir, wenn Gott zu uns spricht, kein „Glaubensgehorsam“ ist gefordert, sondern hören, hinhören und verstehen, damit wir nicht auf irgendwelche Holzwege geraten.

Wir sind in unserem Glauben deshalb nie am Ende, weil Gott uns Menschen zu keiner Zeit festgelegt hat und festlegen wollte. Von Beginn an ging es Gott (menschlich gesprochen) vielmehr darum, begehbare *Wege* zu weisen, auf denen wir Menschen Schritt für Schritt *das Leben* finden.

Daran gab es für die Menschen in Israel nie einen Zweifel, weshalb das Buch der Psalmen, Israels Gebetbuch, ja auch so beginnt:

„Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und Nacht. Er ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt, und dessen Blätter nicht welken. Alles, was er tut, wird ihm gut gelingen.“ (Ps 1,1-3)

*Dr. Meinrad Limbeck  
ist em. Dozent für Biblische Sprachen  
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*